

## Vorwort zur fünften Auflage

Bereits in den letzten Auflagen dieses Werkes machte sich der rasante technologische Wandel, der unseren Alltag, aber auch das wissenschaftliche Arbeiten erfasst hat, mit all seinen Auswirkungen deutlich bemerkbar. Waren die damit einhergehenden Veränderungen bislang wesentlich davon geprägt, dass immer mehr Informationsquellen zuerst in digitaler Form und schließlich in einer solchen online verfügbar und über die gängigen Suchwerkzeuge auffindbar waren, so ändert sich dieses Verhältnis von Informationsquellen zur möglichst einfachen Auffindbarkeit gerade wieder um einen weiteren Schritt.

Das Auffinden wissenschaftlicher Quellen war in den 1990er Jahren noch eng mit der Vorstellung verknüpft, bei der Suche günstige Suchbegriffe zu verwenden, um passende Treffer zu erhalten. Wissenschaftler waren daher dazu angehalten, diese in einem ersten Schritt zu eruieren und in einem zweiten in probater Weise miteinander zu verknüpfen. Die dabei möglichen Suchanfragen waren abhängig von der spezifischen Suchsprache, die (bestimmt durch das jeweilige Medium) zum Einsatz kam. Damit lag das Recherchieren überwiegend in der eigenen Verantwortung, die erzielbare Treffermenge war von Anfrage zu Anfrage solange konstant, bis sich neu hinzukommende Quellen für die Anfrage qualifizierten.

Diese Umstände änderten sich spätestens mit der Jahrtausendwende markant. Anstelle des Ansatzes, einem Benutzer eine komplexe Suchsprache zur Verfügung zu stellen und personalisierbare Filter dafür einzusetzen, und zudem Neues automatisiert über E-Mail dem Suchenden mitzuteilen, wurde der Ansatz populär, die Treffermenge nicht durch stufenweise Einschränkung der Ergebnisse (durch die Ausweitung der Suchbegriffe und deren Verknüpfung) auf eine günstige Menge zu reduzieren, sondern dafür ein Ranking einzuführen, das aus einer deutlich größeren Ergebnismenge die passendsten Treffer vor den weniger passenden reiht. War man früher angehalten, alle Treffer einer möglichst kleinen, dafür aber zugleich möglichst genauen Menge durchzusehen, war die Überprüfung der zumeist sehr großen oder gar riesigen Gesamttreffermenge damit hinfällig und auch unmöglich geworden. Mit diesem Ansatz musste man sich auf das Ranking der Treffer verlassen, auf das man selbst kaum einwirken konnte.

Mit der Verknüpfung von klassischen Suchstrategien und Technologien, die aus der Erforschung der Künstlichen Intelligenz stammen, ändert sich nun einerseits

die Art und Weise, wie man in der Recherche strukturiert vorgeht. Andererseits verändert sich aber gleichzeitig auch die Art und Weise, wie Ergebnisse erzielt und präsentiert werden. Dieser Umstand hat natürlich auch wesentlichen Einfluss darauf, wie mit aufgefundenen und nachzuweisenden wissenschaftlichen Quellen umgegangen wird. Viele Ergebnisse einer Recherche sind ab diesem Zeitpunkt nicht mehr als reine Wiedergabe von bereits Vorhandenem und Aufgefundenem zu sehen, sondern (je nach Anwendung) etwas nahezu passend Vorgefertigtes oder Zusammengefasstes, ohne dass der damit verbundene Aufwand wesentlich mit einer Leistung dessen in Verbindung steht, der die spezifische Suchanfrage gestellt hat. Seit Herbst 2022 wurden Werkzeuge rund um ChatGPT bekannt und populär und in kürzester Zeit haben diese auf unterschiedlichsten Wegen Eingang in das wissenschaftliche Arbeiten und somit in das Zitieren gefunden.

Die Verwendung der Harvard-Methode wurde in den letzten Jahren vor allem in den angelsächsischen Ländern wieder mehr zur Diskussion gestellt. Manche Institutionen, die in der Vergangenheit diese Methode durchaus umfangreich zum Einsatz gebracht und darüber hinaus präferiert und empfohlen hatten, stellten diese nun aufgrund besonderer Umstände in Frage. Diskutiert wurden dabei vor allem die beiden Tatsachen: (1) Hinter der Harvard-Methode steht keine regulierende, normierende Instanz, auch wenn der Name „Harvard“ eine solche vermuten lässt, und (2) zudem kennt diese Methode eine große Vielfalt an Varietäten, sodass man einem Dritten nicht einfach vorgeben kann, er solle sich beim Zitieren an die Harvard-Methode halten und damit wären die erzielbaren Ergebnisse bis ins Detail eindeutig vorhersagbar. Letztlich hat sich aus dieser Diskussion jedoch die Meinung durchgesetzt, dass beide Umstände nicht unbedingt nachteilig sind und die Vorteile, dass diese Zitierweise weiterhin sehr einfach für die unterschiedlichsten Bedürfnisse adaptiert und entsprechend umgesetzt werden kann, überwiegen. Die wesentlichsten Unterschiede in der Umsetzung der Harvard-Methode liegen ohnehin in den Vorgaben zur Interpunktion. Das bedeutet, dass an Stellen, an denen die einen ein Komma setzen, andere vielleicht einen Punkt präferieren oder einen solchen vorschreiben. So marginal dies erscheinen mag, die Diskussion über das Fehlen einer normierenden Instanz sollte jedenfalls im Auge behalten werden.

Nachdem sich der technische und technologische Wandel vielfach ungebremsst auch im wissenschaftlichen Arbeiten niederschlägt, bedarf dieser wohl stets eines besonderen Augenmerks.

Trotzdem zeigt sich, dass der technische Wandel nicht auf sich selbst reduziert gesehen werden darf. Allein der Umstand, dass immer mehr Dokumente in digitaler Form angeboten und dass die zugehörigen bibliographischen Daten häufig frei Haus gleich mit geliefert werden, bedeutet nicht, dass die Zitierprobleme in diesem Zusammenhang quasi automatisch gelöst sind und klammheimlich von der Bildfläche verschwinden. Das Gegenteil ist häufig der Fall: Bibliographische Angaben werden

---

zwar zunehmend zum einfachen Kopieren angeboten, jedoch muss deren Benutzer weiterhin ganz genau hinsehen und selbst erkennen, ob Angaben fehlen, um damit schließlich einen vollständigen Eintrag im Literaturverzeichnis einer wissenschaftlichen Arbeit herstellen zu können. Dass dies nicht immer ganz einfach ist, zeigt ein Blick in die Liste der unterschiedlichen Werkformen, wie sie beispielsweise in Kap. 3.1 aufgelistet sind. Über dieses Problem mögen bessere und verbesserte Programme zur Literatur- und Zitateverwaltung hinwegtrösten, vollständig (und zur Zufriedenheit aller) können sie dieses zumeist jedoch nicht lösen.

Das Projekt Zotero ist seinen Kinderschuhen längst entwachsen und hat sich innerhalb der *Scientific community* seinen Platz neben den etablierten Programmen erobert. Zusammenarbeit ist der Schlüsselbegriff, auf den viele der Methoden bauen, die damit realisiert wurden. Mit der Ergänzung von Kap. 5.2.3 ist dieses Programm, dieser Ansatz zur Literatur- und Zitateverwaltung, berücksichtigt worden. Dem Umstand, dass bibliographische Daten über standardisierte Schnittstellen nicht immer richtig und vollständig (korrekt) abgefragt werden können, begegnen die Entwickler von Zotero mit der Idee, die Daten direkt den Web-Seiten zu entnehmen, die dem Benutzer angezeigt werden. Damit kann dieser in vielen Fällen bereits vor der Übernahme der Daten entscheiden, ob diese umfänglich, ausreichend oder eher rudimentär sind und seine weitere Vorgehensweise entsprechend anpassen.

Auch der Umgang mit dem Zitieren von Inhalten in Online-Form, und im Speziellen mit URL, DOI, PURL und URN zeigt in der Praxis vermehrt Unsicherheiten und wurde daher zu einem eigenen Kap. 4 aufgewertet, vollständig durchgesehen und erweitert.

Die Diskussion zum Thema „Zitieren in wissenschaftlichen Arbeiten“ hat in den letzten Jahren eine auch in der breiteren Öffentlichkeit deutlich wahrnehmbare Dynamik erfahren: Wurde bislang das Zitieren als eine überwiegend formale Angelegenheit gesehen, nämlich als eine Technik, bereits vorhandene Inhalte in eigene Texte zu übernehmen und deren Herkunft kenntlich zu machen, die – abhängig vom jeweiligen Kontext – mehr oder weniger ausgeprägt ist, so hat die Debatte vor allem zu den in den Medien bekannt gewordenen Plagiatsfällen auch dazu geführt, dass inkorrektes oder nachlässig betriebenes Zitieren mitunter als eine Vorstufe des Plagiats aufgefasst wird. Dieser Argumentation folgend, gelangt man unweigerlich dazu, die häufig in Frage gestellte Dreiheit von einerseits korrektem Zitieren, andererseits (sogenanntem) „schlampigen Zitieren“ und letztlich dem Plagiierten wahrzunehmen. Dieser Diskussion wurde in der dritten Auflage des vorliegenden Werks durch die Ergänzung um das Kapitel zum Plagiarismus Rechnung getragen.

Dabei zeigt die Besprechung dieses durchaus heiklen und in der Literatur sehr kontroversiell behandelten Themas eine große Vielfalt an wissenschaftlichen, sozialen und ethischen Dimensionen, die es zu berücksichtigen gilt. Zudem spielen unterschiedliche Vorstellungen von der „Ehrwürdigkeit“ der Wissenschaft und die

unterschiedlich ausgeprägte, aber vielfach bestehende und in die Diskussion entsprechend eingebrachte Eitelkeit von Wissenschaftlern eine nicht unwesentliche Rolle. Die Berücksichtigung beider Faktoren ist schließlich sehr hilfreich für die Entwicklung des notwendigen Verständnisses zur einschlägigen und im Grunde sehr heftig geführten Diskussion.

All die hier aufgezählten Änderungen und Ergänzungen dürfen jedoch vom eigentlich intendierten Ziel dieses Buches nicht ablenken: Im Grunde ist es (zumindest meiner bescheidenen Einschätzung nach) nicht immer zielführend, in allen Details Ratschläge oder gar Regeln zum formvollendeten Zitieren zu unterbreiten, sondern vielmehr notwendig, die wesentlichen Grundlagen und Ideen, auf denen aufbauend sinnvoll weitergearbeitet werden kann, beispielhaft und genau zu beschreiben.

# Vorwort

Die Analyse und die konkrete Beschäftigung mit wissenschaftlichen Texten zeigt, dass die praktische Anwendung von Zitiervorschriften durch Wissenschaftler zwischen zwei – voneinander sehr deutlich – verschiedenen Ausprägungen steht:

Einerseits können Texte nachgewiesen werden, mit denen versucht wurde, den formalen Vorschriften punktgenau und bis ins kleinste Detail zu folgen. Solche Texte erscheinen oft übertrieben (genau<sup>1</sup>) formal gestaltet. Beim Lesen tritt dabei mitunter das Phänomen auf, dass die Form des Textes die Inhalte soweit überlagert, dass ein Leser diese als störend empfindet oder dass die Form gar zu einer Behinderung wird, Inhalte verständlich, einordenbar und nachvollziehbar erschließen zu können. Solche Texte scheinen nach meiner Wahrnehmung im Lichte eines spezifischen „Zitierfetischismus“ entstanden zu sein. Dessen abschreckende Wirkung tut bei Studierenden sein Übriges und erreicht im besten Falle staunende Ehrfurcht vor so einer großen Dichte an *Wissenschaftlichkeit*.

Andererseits finden sich viele Texte, die genau dem Gegenteil verpflichtet scheinen. Ein wesentliches und oft anzutreffendes Kennzeichen solcher ist, dass die im Text genannten Quellenangaben nicht eindeutig einem bestimmten erschienenen Werk zuweisbar bzw. dass diese Werke – den Quellenangaben zwar exakt folgend – in keinem Katalog oder Verzeichnis einfach auffindbar sind.

Nun – als Leser dieses Buches werden Sie leicht erkennen können, dass meine eigene Vorstellung vom sinnvollen Umgang mit dem Zitieren in wissenschaftlichen Arbeiten zwischen diesen beiden Polen liegt. In diesem Sinn sind die nachfolgenden Beispiele sowie mein kritischer Kommentar dazu zu verstehen.<sup>2</sup>

---

1 Im Sinne von *detaillreich*.

2 Zudem möchte ich an dieser Stelle deutlich darauf hinweisen, dass mein Verständnis von „gutem“ oder „schlechtem“ Zitieren sich nicht auf das Einhalten möglichst formvollendeter Zitierregeln reduzieren lässt. Zitieren heißt – entsprechend der nachfolgenden Beschreibung –, mit fremden („nicht eigenen“) Inhalten umgehen, deren Einschätzung wesentlich von den Vorkenntnissen, Interessen und Bedürfnissen desjenigen abhängig ist, der diese Inhalte übernimmt. „Gutes“ Zitieren wird im wissenschaftlichen Arbeiten als eigenständige Leistung verlangt und ist selbstverständlich wesentlicher Bestandteil dessen, deutet aber in seinem Gelingen auch darauf hin, dass die übernommenen Inhalte klar einordenbar verstanden wurden. „Schlechtes“ Zitieren ist dementsprechend für mich hauptsächlich Ausdruck fehlenden Vor-

Zudem muss ich an dieser Stelle anführen, dass zeitgemäßes Zitieren ohnehin Regulationen unterworfen ist, die so noch vor Jahren nicht bestanden haben: Moderne Software, die die sog. *Textverarbeitung* unterstützt, bietet unterschiedliche, aber doch sehr bestimmte Mechanismen, die die Art und Weise – wie das Zitieren im wissenschaftlichen Arbeiten geleistet wird – bestimmen.<sup>3</sup> Dieser Aspekt führt innerhalb ganzer Wissenschaftszweige dazu, dass allein durch das formale Aussehen wissenschaftlicher Texte auf deren Herkunft oder auf deren Disziplin geschlossen werden kann.<sup>4</sup>

Geschlechtsspezifische Bezeichnungen wurden in diesem Text nicht gleichzeitig in ihrer männlichen und weiblichen Form, sondern ausschließlich in ihrer männlichen verwendet. Mein Versuch, beide Formen durchgängig einzusetzen, muss leider als gescheitert angesehen werden. Der Versuch, ausschließlich weibliche Formen zu verwenden, hatte leider einen völlig unverständlichen Text zur Folge. Geschlechtsneutrale Bezeichnungen ließen sich nicht in jedem Fall finden.

---

verständnis oder nicht vorhandener Kenntnisse, die es z. B. im Laufe eines Studiums zu erwerben gilt.

3 Mitunter auch in einer Art und Weise, die man eventuell so nicht geplant hatte.

4 ... oder zumindest ziemlich treffsicher „geraten“ werden kann (als ein sehr prominentes Beispiel kann in diesem Zusammenhang auf die Rolle des Satzprogrammes TeX/LaTeX verwiesen werden).